

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 7 (2000)

Heft: 1

Artikel: Judenfeindliche Einstellungen in der Schweiz : Überlegungen zum schweizerischen antisemitischen Dispositiv auf der Grundlage einer empirischen Untersuchung

Autor: Gredig, Daniel

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-18312>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JUDENFEINDLICHE EINSTELLUNGEN IN DER SCHWEIZ

ÜBERLEGUNGEN ZUM SCHWEIZERISCHEN ANTISEMITISCHEN DISPOSITIV AUF DER GRUNDLAGE EINER EMPIRISCHEN UNTERSUCHUNG

DANIEL GREDIG

In ihrem Essay zum öffentlichen Umgang mit Antisemitismus in der Schweiz, das in *traverse* 1 (1998) veröffentlicht wurde, greifen Birgit Erdle und Daniel Wildmann Besonderheiten im Umgang mit jüdenfeindlichen Einstellungen in der Schweiz auf.¹ Mit Blick auf die Diskussionen um die Flüchtlingspolitik und den Goldhandel während des Zweiten Weltkriegs und die Debatten um die nachrichtenlosen Vermögen der letzten Jahre skizzieren sie ein *schweizerisches antisemitisches Dispositiv*.² Dieses Dispositiv ist – so Erdle und Wildmann – durch drei Merkmale charakterisiert: Erstens wird Antisemitismus als *inexistent* deklariert. Es ist fester Bestandteil dieses Diskurses, dass es in der Schweiz eigentlich keinen Antisemitismus gebe. Er wird als Erscheinung ausgegeben, die nur ausserhalb der Schweiz bestehe: Er sei *unschweizerisch*. Zweitens werden jüdenfeindliche Aussagen und Handlungen, die entgegen der Beteuerung, in der Schweiz gebe es keinen Antisemitismus, greifbar werden, als *Ausrutscher*, als «Fehlleistung» oder als «Missverständnis»³ interpretiert. Sie werden – so Erdle und Wildmann – als Sonderfall betrachtet und stellen mithin die (systemfremde) Ausnahme zum schweizerischen Regelfall dar. Drittens werden diese «Unregelmässigkeiten» und «Ausrutscher» – so sie denn wahrgenommen werden und nicht mehr ausgeblendet werden können – als eine *Reaktion* interpretiert. Sie seien die Folge einer Provokation, die von Juden selbst ausgegangen sei. Dieses Dispositiv ist – so das Fazit von Erdle und Wildmann – Bestandteil der schweizerischen Kultur und wird so über Generationen tradiert.

Trifft die Analyse von Erdle und Wildmann zu, dass es sich beim schweizerischen antisemitischen Dispositiv um ein Dispositiv der Selbstverleugnung und Projektion handelt, so ergibt sich daraus das Problem, dass diese Feststellung selbst gerade durch dieses Dispositiv neutralisiert wird. Wer sich dieses Dispositiv als einen Bestandteil unserer Kultur im Laufe seiner Sozialisation angeeignet hat, wird die Existenz eines antisemitischen Dispositivs unter Rückgriff auf eben dieses ohne Zögern von der Hand weisen. So ist der Einwand zu erwarten, Erdle und Wildmann würden sich in ihrer Analyse just auf solches Material stützen, das aus Ausnahmesituationen stamme und eben nicht den ■ 125

Regelfall zeige. Es könnte entgegnet werden, dass die Argumentation auf Handlungen in einem Zeitraum abstelle, in dem bekanntlich der Antisemitismus im umliegenden Ausland das entscheidende Problem dargestellt habe und nicht einige «unglückliche Fehlleistungen» von Schweizern, die sich vielleicht etwas hätten mitreissen lassen. Zudem dürfte angeführt werden, dass ein Blick auf die Diskussion der vergangenen Jahre um die nachrichtenlosen Vermögen doch gerade zeige, dass die kürzlich unterlaufenen «ungeschickten Äusserungen» von «den» Juden selbst provoziert worden seien. Kurz: Der Hinweis auf ein schweizerisches antisemitisches Dispositiv läuft Gefahr, durch die für das Dispositiv bezeichnende Verleugnung des Antisemitismus getilgt zu werden.

Soll der Gedanke von Erdle und Wildmann also nicht gerade an dem scheitern, was er selbst als Erkenntnis formuliert, braucht er weitere und andere Grundlagen. Die These eines schweizerischen antisemitischen Dispositivs bedarf zunächst einer Untermauerung, welche die Existenz von antijüdischen Überzeugungen, Einstellungen und Haltungen zu Zeiten nachweist, in denen nicht auf ein Übergreifen von Antisemitismus aus dem Ausland oder auf eine Provokation durch «die» Juden verwiesen werden kann. Zudem braucht sie eine Stützung durch Daten, die nicht nur auf einzelne Personen abstellen, da einzelnen leicht ein «Ungeschick» oder ein «Fehltritt» zugestanden werden kann. Die These von Erdle und Wildmann würde also an Plausibilität gewinnen, wenn sie sich auch auf empirische, sozialwissenschaftliche Befunde berufen könnte, die vor 1996 datieren.

Vor diesem Hintergrund gewinnen die Ergebnisse einer Untersuchung an Interesse, die 1995 im Rahmen einer Forschungswerkstatt mit Studierenden des Fachbereichs Sozialpädagogik des Pädagogischen Instituts der Universität Zürich durchgeführt wurde.⁴ Die Untersuchung liegt zeitlich mehrere Jahrzehnte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und noch deutlich vor der 1996 einsetzenden öffentlichen Debatte um die nachrichtenlosen Vermögen, den Goldhandel während des Zweiten Weltkriegs oder die Solidaritätsstiftung. So bietet sie einen ausschnitthaften Einblick in die Überzeugungen und Einstellungen von Schweizerinnen und Schweizern gegenüber Juden zu einem Zeitpunkt, als noch kein «Schatten des Zweiten Weltkriegs»⁵ über ihnen lag.

DIE AUSGANGSLAGE UND ANLAGE DER EMPIRISCHEN UNTERSUCHUNG

Bei der eben erwähnten Untersuchung handelte es sich nicht um eine spezifische Studie zum Antisemitismus. Sie war als Beitrag zur allgemeinen Vor-

126 ■ urteilsforschung konzipiert, und ihr Interesse galt der Existenz von «Tickets».

Der Begriff «Tickets» wurde von Theodor W. Adorno u. a.⁶ geschaffen. In ihren Studien zum autoritären Charakter, die sie in den 1940er Jahren in den USA durchführten, trat zu Tage, dass die von ihnen untersuchten Personen nie ein Vorurteil gegenüber einer bestimmten Minderheitengruppe allein hegten. Die Vorurteile gegenüber einer bestimmten Minderheit hingen stets mit einem Bündel von Vorurteilen gegenüber anderen Minderheiten zusammen. Adorno u. a. kamen daher zum Schluss, dass Vorurteile zu bestimmten Mustern (Syndromen) verknüpft auftreten, und nannten diese Muster «Tickets».⁷

Vor diesem theoretischen Hintergrund ging die Zürcher Untersuchung der Frage nach, ob bei Schweizer Erwachsenen aktuell auch solche Muster identifiziert werden können und welche Vorurteile in diesen Mustern konkret miteinander verknüpft werden. Zu diesem Zweck wurden Überzeugungen und Einstellungen zu unterschiedlichen Gruppen erhoben, u. a. auch zu Juden und Jüdinnen.

Die ursprüngliche komplexe Fragestellung und die primären Ergebnisse der Untersuchung sind hier aber nicht weiter von Interesse. Sie stellen lediglich den Rahmen dar, in dem das Material generiert wurde, auf das im folgenden zurückgegriffen wird. Im Zusammenhang mit dem schweizerischen antisemitischen Dispositiv soll nämlich nur die Frage aufgeworfen werden, ob bei den befragten Schweizern und Schweizerinnen zum Zeitpunkt der Erhebung judenfeindliche Überzeugungen und Einstellungen nachgewiesen werden konnten.

Die Datenerhebung: Die Erhebung fand im Herbst 1995 statt. Die Überzeugungen und Einstellungen wurden in einer standardisierten schriftlichen Befragung erhoben. Die Befragten wurden gebeten, einen Fragebogen mit 90 geschlossenen und zwei offenen Fragen zu beantworten, in dem, nebst soziodemografischen Daten, Überzeugungen und Einstellungen zu so unterschiedlichen Gruppen wie Alten, Arbeitslosen, Ausländern, Behinderten, Drogensüchtigen, HIV-positiven Menschen, Künstlern, Prostituierten, Schwarzen, schwulen Männern und Juden erfragt wurden.

Zu jeder dieser Gruppen wurden drei Fragen gestellt, in der jeweils beide Dimensionen eines Vorurteils angesprochen wurden: sowohl die kognitive Dimension des Vorurteils, das Stereotyp, als auch die emotionale Dimension, die Einstellung.⁸ Die Überzeugungen (Stereotypen) wurden in Form von Zustimmung oder Ablehnung zu Aussagen über diese Gruppen erhoben. Diese Aussagen hatten die logische Form von Urteilen.⁹ Die Einstellung wurde darüber erfasst, ob die Befragten eine Minderheit als bedrohlich erlebten, zu Vertretern und Vertreterinnen dieser Gruppe Distanz forderten oder Nähe zu ihnen zulassen konnten. Dieses Vorgehen orientierte sich an früheren Studien. Es beruht ■ 127

auf der Vorstellung, dass die Vermeidung von Kontakt beziehungsweise das Zulassen von Nähe auf eine emotionale Ablehnung beziehungsweise Akzeptanz dieser Gruppen zurückgehe und damit einen Indikator für die negative beziehungsweise positive Einstellung zu diesen Minderheiten darstelle.

Die drei konkret auf Vorurteile gegenüber Juden bezogenen Elemente des Fragebogens (im folgenden «Items» genannt) schlossen an tradierte Stereotypen gegenüber Juden an. Als erstes wurde eine seit Beginn der Neuzeit belegte Zuschreibung aufgegriffen, welche die Stereotypen seit der Moderne dominiert. Es ist dies die ungerechtfertigt verallgemeinernde Unterstellung, «die» Juden verfügten über grossen Reichtum und hätten diesen in Geschäften rücksichtsloser Art und an der Grenze des Legalen erworben.¹⁰ Als zweites wurde an die Kenntlichmachung von Juden, das heisst an die Zuschreibungen in bezug auf ihr äusseres Erscheinungsbild («typische» Nase, Kleidung, Sauberkeit etc.)¹¹ angeschlossen und die stereotype Überzeugung einbezogen, «die» Juden wären an ihrem Äusseren erkennbar.¹² Bei der Formulierung der Fragen wurde bewusst darauf verzichtet, die tradierten Stereotypen in einer alltagsnahen Formulierung abzufragen.¹³

Item 1 lautete: «Alle Juden sind von jeher tüchtige Geschäftsleute und darum sehr geschickt im Umgang mit Geld.»

Item 2: «Man kann Juden an ihrem Äusseren erkennen.»

Bei diesen Aussagen ist das besondere Augenmerk darauf zu richten, dass entweder von «allen Juden» oder einfach nur von «Juden» gesprochen wird. Sprachanalytisch betrachtet gehen beide Formulierungen davon aus, die in ihnen zum Ausdruck kommenden Urteile würden auf sämtliche Juden zutreffen. Es sind sogenannte Allsätze. Es wird also nicht davon gesprochen, dass man einige Juden an ihrem Äusseren erkennen kann, weil sie z. B. ein Käppchen oder traditionelle Locken tragen. Vielmehr kommt darin die Überzeugung zum Ausdruck, das Urteil habe uneingeschränkt für alle Angehörigen dieser Gruppe Geltung. Dies ist entscheidend, kommt doch in dieser Überverallgemeinerung ein definierendes Merkmal von Stereotypen zum Tragen. Es ist nämlich charakteristisch, dass sich Stereotypen auf Kollektive beziehen, d. h. auf Menschengruppen. Sie differenzieren nicht in bezug auf Einzelne und Untergruppen des vom Urteil betroffenen Kollektivs. Einzelne Personen werden nur als Vertreter einer Gruppe oder einer Kategorie wahrgenommen. In Stereotypen wird also bezeichnenderweise nicht von «einigen» oder «manchen» Gruppenangehörigen gesprochen.¹⁴ Deshalb ist auch in den vorgelegten Items nicht von «einigen» oder «manchen» Juden die Rede. Dies ist bei der Einschätzung der Antworten auf die vorgelegten Stereotypen in Erinnerung zu halten.

Das dritte Item eruierte die Einstellung zu Juden anhand des Wunsches nach

128 ■ Distanz beziehungsweise des Zulassens von Nähe zu ihnen. Item 3 lautete: «Ich

hätte nichts dagegen, wenn meine Tochter oder mein Sohn einen Juden oder eine Jüdin heiraten würde.»

Zur Beantwortung der Items 1 und 2 wurde den Befragten eine vierstufige Likert-Skala angeboten, welche die Kategorien «stimmt voll und ganz», «stimmt eher», «stimmt eher nicht» und «stimmt gar nicht» umfasste. Die dritte Frage konnte nur mit «richtig» oder «falsch» beantwortet werden.

Die Auswahl der Stichprobe: Aufgrund der theoretischen Vorüberlegungen interessierte ein bestimmtes Segment von Frauen und Männern. Es sollte die «Mitte» der Gesellschaft befragt werden. Unter Rückgriff auf die Daten des Bundesamts für Statistik wurde diese «Mitte» mit folgenden Parametern umschrieben: Es sollten Männer und Frauen befragt werden, die zwischen 30 und 65 Jahre sind, über eine qualifizierte Berufsausbildung verfügen, einen Arbeitsplatz haben, im tertiären Wirtschaftssektor beschäftigt sind und ein jährliches Bruttogehalt im Umkreis des schweizerischen Mittels dieser Beschäftigten in der Schweiz beziehen: Frauen zwischen 49'000 und 55'000 Franken und Männer zwischen 69'000 und 75'000 Franken.¹⁵

Nach dem Zufallsprinzip wurden Versicherungen, Banken, Stadtverwaltungen, PTT- und SBB-Betriebe und Berufsverbände ausgewählt. Die Personalabteilung der Firmen und die Sekretariate der ausgewählten Verbände wurden angefragt, eine gewisse Anzahl Fragebogen anonym an ihre Beschäftigten respektive Mitglieder weiterzugeben, welche die genannten Kriterien erfüllten. Jene Firmen und Verbände, die dazu bereit waren, gaben die Fragebogen zusammen mit einem Rückantwortcouvert an ihre MitarbeiterInnen respektive Mitglieder ab. Die Befragten konnten ihre Antworten direkt an die Forschenden zurücksenden. So war die Anonymität gegenüber den Forschenden gewahrt und gleichzeitig gesichert, dass auch der Betrieb keinen Einblick in die Antworten nehmen konnte. Insgesamt wurden 2152 Fragebogen versandt, 731 an Stadtverwaltungen, 661 an diverse Berufsverbände, 660 an Versicherungen und Banken, 100 an die PTT und SBB.

Die Auswertung: Die Antworten der Befragten wurden kodiert, elektronisch erfasst und mit Verfahren der beschreibenden Statistik (Statistikpaket SSPS) analysiert.

Der Rücklauf und die Beschreibung der Stichprobe: Die Rücklaufquote betrug 25%, was angesichts der Unmöglichkeit zu einer zweiten Aufforderung, die Fragebogen auszufüllen, ein akzeptables Resultat darstellt. Die Untersuchung baut somit auf den Antworten von 534 Personen auf.

47% der Befragten (n = 251) waren im Alter von 30–39 Jahren, 22,5% waren zwischen 40 und 49 Jahren (n = 120) und 22,7% waren zwischen 50 und 60 (n = 121). 7,9% machten keine Altersangabe. 36% (n = 187) waren Frauen, ■ 129

64% (n = 333) Männer. 76% der Antwortenden hatten eine Berufslehre abgeschlossen, 7,5% verfügten über einen Abschluss einer Höheren Berufsschule, 3% über eine Matura und 2,6% über einen Abschluss einer Höheren Fachschule. 3,9% hatten eine andere, nicht näher bezeichnete Ausbildung, 6,7% machten keine Angaben. 62,7% der Befragten lagen mit ihrem Einkommen zwischen 56'000 und 75'000 Franken. Die grösste Gruppe (24,4%) bezog ein Bruttogehalt zwischen 71'000 und 75'000 Franken im Jahr.

Der Vergleich mit den Daten aus der Volkszählung von 1990 zeigt, dass diese Stichprobe in bezug auf die Altersverteilung, die höchste erworbene Ausbildung und das Einkommen der Ausprägung dieser Merkmale beim gewählten Bevölkerungssegment entspricht.¹⁶ Lediglich beim Anteil der Geschlechter ist im Vergleich zu den Daten aus der Volkszählung eine Verschiebung zuungunsten des Anteils von Frauen festzuhalten. Der Frauenanteil im Sample betrug 36%, in der Eidgenössischen Volkszählung 1990 hingegen 44%.

DIE RESULTATE UND DEREN INTERPRETATION

Die statistische Analyse der erhobenen Daten führt hinsichtlich der Überzeugungen und Einstellungen gegenüber Juden zu folgenden Resultaten: Der Aussage, *alle* Juden seien tüchtige Geschäftsleute und darum sehr geschickt im Umgang mit Geld (Item 1), wurde von einer Mehrheit der Antwortenden zugestimmt (Tab. 1).

47% und mithin knapp die Hälfte der Befragten waren bereit zu antworten, dass diese Aussage «eher stimmt». 18,5% waren der Ansicht, diese Aussage stimme «voll und ganz». Der Anteil jener, die sich gewiss waren, dass diese Behauptung «gar nicht» stimmt, belief sich hingegen nur auf 12%.

Etwas weniger deutlich ist die Zustimmung zur Aussage ausgefallen, man könne Juden an ihrem Äusseren erkennen (Item 2, Tab. 2).

Die häufigste Nennung war auch hier, die Behauptung stimme «eher». 15,4% gaben an, das Stereotyp stimme «voll und ganz». Diesen standen 19,7% gegenüber, welche die Aussage mit Bestimmtheit ablehnten.

Vom Standpunkt der Vorurteilsforschung aus betrachtet, teilen nur jene Antwortenden die vorgetragene Stereotypen überhaupt nicht, die angeben, die angeführten Aussagen stimmten gar nicht. Die übrigen Befragten sind – wenn auch in unterschiedlichem Ausmass – bereit, den Stereotypen Wahrheitsgehalt beizumessen. Sie zweifeln offenbar an der Richtigkeit der Aussage, sie sind aber trotzdem nicht bereit, sie entschieden zu verwerfen. Sie messen ihr also eine gewisse Gültigkeit zu – und sei es möglicherweise auch nur aus der

130 ■ Überlegung heraus, wo Rauch sei, müsse auch Feuer sein. Den mit «stimmt

Tab. 1: Häufigkeitsverteilung der Antworten auf Item 1

Aussage	Häufigkeit	Prozent
Stimmt gar nicht	64	12,0
Stimmt eher nicht	92	17,2
Stimmt eher	251	47,0
Stimmt voll und ganz	99	18,5
Ohne Angaben	28	5,2
Total	534	100,0

Tab. 2: Häufigkeitsverteilung der Antworten auf Item 2

Aussage	Häufigkeit	Prozent
Stimmt gar nicht	105	19,7
Stimmt eher nicht	112	21,0
Stimmt eher	216	40,4
Stimmt voll und ganz	82	15,4
Ohne Angaben	19	3,6
Total	534	100,0

eher» oder «stimmt eher nicht» Antwortenden zu unterstellen, ihre Antwortgründe z. B. in der Differenzierung, dass gewisse Juden ja durchaus an ihrer traditionellen Bekleidung erkannt werden können, ist angesichts der oben explizierten Undifferenziertheit des vorgetragenen Stereotyps wenig triftig. Es kann höchstens relativierend berücksichtigt werden, dass eiligen Lesern und Leserinnen der Anspruch auf Allgemeingültigkeit in diesen Sätzen entgangen ist. Im Lichte dieser Überlegung muss bei einem noch grösseren Anteil der Befragten als nur bei den 18,5% beziehungsweise 15,4% mit «stimmt voll und ganz» antwortenden Personen davon ausgegangen werden, dass sie das Stereotyp teilten.

Die statistische Analyse zeigt weiter, dass die Antworten auf Item 1 und Item 2 signifikant korrelieren. Es besteht ein systematischer Zusammenhang zwi- ■ 131

schen der Zustimmung zum ersten und zum zweiten Stereotyp ($p < 0,0000$). Die Stärke der Korrelation (Gamma 0,36) lässt aber darauf aufmerksam werden, dass längst nicht alle Befragten, die der Aussage zustimmten, Juden könnten an ihrem Äusseren erkannt werden, diese als tüchtige Geschäftsleute erachteten, denen ein manchmal auch zweideutiges «Geschick» im Umgang mit Geld unterstellt werden könne. Ein Blick auf die absolute Häufigkeit, mit der die Befragten Item 1 *und* Item 2 zustimmten, bestätigt dies. Obwohl Item 1 allein von 99 (18,5%) und Item 2 von 82 Befragten (15,4%) «voll und ganz» als richtig erachtet wurden, fanden nur 32 der Befragten (6%), *beide* Stereotypen stimmten «voll und ganz» zu. Der Anteil Antwortender, die *beide* Stereotypen mit «stimmt gar nicht» zurückwiesen, ist allerdings kleiner. Es sind 24 Befragte (4,5%). 359 Befragte (67,2%) antworteten auf beide Fragen mit einer Reaktion, die zwischen «stimmt eher nicht» und «stimmt voll und ganz» variiert.

Die Antworten auf die einzelnen Items zeigen keinen systematischen Zusammenhang mit dem Geschlecht, dem Einkommen (innerhalb des in der Studie gewählten Rahmens) und dem Zivilstand der Befragten. Anders verhält sich dies bezüglich der höchsten abgeschlossenen Ausbildung: Betrachtet man den Zusammenhang zwischen der höchsten erworbenen Ausbildung und der Ablehnung beziehungsweise Infragestellung beider Stereotypen (Antworten «stimmt gar nicht» und «stimmt eher nicht»), so zeigt sich ein signifikanter ($p > 0,001$), aber schwach ausgeprägter Zusammenhang mit der Höhe der absolvierten formalen Ausbildung (Eta 0,15). Während 35% der AbsolventInnen einer höheren Berufsschule, einer höheren Fachschule oder einer Mittelschule beiden Stereotypen kritisch oder klar ablehnend gegenüberstanden, waren dies nur 15% der Befragten mit einer Berufslehre. Andererseits zeigt sich, dass 47% der AbsolventInnen einer Lehre beiden Stereotypen vorsichtig oder völlig zustimmten, aber nur 30% der Befragten mit einem höheren Ausbildungsabschluss. Eine völlige Zustimmung zu beiden Stereotypen findet sich schliesslich bei 6% der AbsolventInnen einer Lehre und bei 2,5% der AbsolventInnen einer höheren Berufsschule, einer höheren Fachschule oder einer Mittelschule.

Überdies zeigt sich ein signifikanter, aber schwach ausgeprägter Zusammenhang zwischen der Variable «Alter» der Befragten und der Befürwortung von Item 1 (Eta 0,13; $p < 0,0003$; $n = 475$). Findet Item 1 bei 11,8% der 30–39jährigen unter den Befragten völlige Zustimmung, steigt diese Zustimmung über die Altersgruppen auf 25,4% bei den 40–49jährigen und 30% bei den 50–60jährigen. Derselbe Effekt zeigt sich auch bei der völligen Zustimmung zu beiden Items ($r 0,12$; $p < 0,012$).

Hierbei ist allerdings kaum anzunehmen, dass die grössere Zustimmung zu den
132 ■ Stereotypen unter den 50–60jährigen Befragten ein Effekt ihres Alters dar-

stellt. (Dies würde ja bedeuten, die Zustimmung zu judenfeindlichen Stereotypen auf einen Alterungsprozess zurückführen zu wollen.) Vielmehr ist davon auszugehen, dass es sich bei der festgestellten Ungleichverteilung der Zustimmung zu negativen Stereotypen gegenüber Juden um einen Kohorteneffekt handelt. Die grösste Zustimmung fanden beide Stereotypen unter den Angehörigen der Jahrgänge 1935–1945, deren Sozialisation – so darf wohl unterstellt werden – in einer Zeit stattfand, in der Juden in einem ganz anderen Ausmass zum Thema gemacht wurden und antisemitisches Denken deutlicher greifbar war als in den 1960er und 70er Jahren, in denen die jüngste Gruppe der Antwortenden aufwuchs.

Wird die Zustimmung zu Item 1 mittels Varianzanalyse auf die Interaktion des Faktors Ausbildung und des Faktors Zugehörigkeit zu einer der drei untersuchten Alterskohorten kontrolliert, erweisen sich beide Faktoren als in dieser Richtung wirksam ($F = 4,754$; $p < 0,000$). Der Faktor Ausbildung entfaltet allerdings eine stärkere Wirkung ($F = 12,425$; $p < 0,000$) als die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Alterskohorte ($F = 2,85$; $p < 0,059$).¹⁷

Vor diesem Hintergrund ist es nun interessant, den emotional bestimmten Wunsch nach Distanz zu Juden in Erfahrung zu bringen. Bei einem überwiegenden Teil der Befragten kam der Wunsch nach der Wahrung von Distanz zu Juden und Jüdinnen zum Ausdruck. Auf die Aussage, der/die Befragte würde einen Juden als Schwiegersohn oder eine Jüdin als Schwiegertochter akzeptieren (Item 3), reagierten 24,9% ($n = 133$) mit der Antwort, dies treffe auf sie zu. 70,8% ($n = 378$) sagten hingegen aus, dass sie etwas dagegen hätten, eine Jüdin oder einen Juden in ihre Familie aufzunehmen. Dies umschreibt eine Verweigerung von Akzeptanz und damit eine Form von Ablehnung. 4,3% gaben keine Antwort.

Es ist allerdings zu beachten, dass die Zustimmung zu den Stereotypen und der Wunsch nach Distanz nicht regelmässig miteinander einhergehen. Es darf also nicht blindlings angenommen werden, dass jene Personen, die den Stereotypen zustimmten, gleichzeitig auch den Wunsch nach Distanz zum Ausdruck gebracht hätten. Die statistische Analyse macht deutlich, dass die Antworten auf Item 1 und Item 2 mit dem Distanzwunsch kaum signifikant oder dann – erwartungswidrig – gar leicht negativ korrelieren.¹⁸ Dies lässt sich auch daran erkennen, dass – ungeachtet, ob man jene Befragten betrachtet, die beide Stereotypen zurückwiesen, oder jene grösste Gruppe, die den Stereotypen zustimmten («stimmt eher» und «stimmt voll und ganz»), oder auch jene, die beide Stereotypen voll und ganz richtig fanden, – stets der grössere Teil sich den Erhalt von Distanz zu Juden und Jüdinnen wünschte (Tab. 3, S. 128).

Zudem zeigt sich wiederum eine systematische Verbindung des Distanzwunsches mit der Zugehörigkeit zu einer der drei Altersgruppen ($p < 0,04$). ■ 133

Tab. 3: Häufigkeitsverteilung des Wunsches nach Distanz beziehungsweise der Akzeptanz von Nähe zu Juden und Jüdinnen nach Grad der Zustimmung zu den Stereotypen (n = 408)

	Zulassen von Nähe	Wunsch nach Distanz
Befragte, die beide Stereotypen ablehnen	3	20
Befragte, die den Stereotypen (in unterschiedlichem Mass) zustimmen	106	247
Befragte, die beiden Stereotypen voll und ganz zustimmen	15	17

Diesmal weist der Zusammenhang allerdings in die andere Richtung: Während 67% der 50–60jährigen unter den Befragten, den Wunsch nach Distanz zum Ausdruck brachten, waren dies 74,6% der 40–49jährigen und 79% der 30–39jährigen.

Die Antworten auf die Stereotypen und die Reaktion auf die Frage nach der Akzeptanz von Juden oder Jüdinnen in der eigenen Familie erweisen sich mithin als ziemlich unterschiedlich gelagert. Dies bedarf der Interpretation: Das divergierende Ergebnis bezüglich Stereotypen und Distanzwunsch dürfte davon zeugen, dass die Reaktion auf eine Frage nach der Einstellung von den Jüngeren und den besser Ausgebildeten schlicht weniger gut kontrolliert werden konnte als die Antworten auf die Stereotypen. Dies würde auch das unterschiedliche Antwortverhalten auf die Items 1 und 2 in Funktion der höchsten erworbenen Ausbildung und des Alters plausibilisieren. Es ist nämlich anzunehmen, dass die Gruppe der Jüngeren und besser Ausgebildeten, die in einem bewussteren und politisch korrekten Umfeld aufgewachsen sind und sich nicht zuletzt auch in Auseinandersetzungen mit diesem Thema im Rahmen der Schule und der weiterführenden Ausbildung selbst eine tolerante Haltung aufzuerlegen lernten, die Stereotypen leichter als solche erkannten und mit einer Zurückweisung erwiderten. Gemäss dieser Interpretation wäre also im Auge zu behalten, dass Junge und besser Ausgebildete nicht unbedingt toleranter sind als die AbsolventInnen einer Berufslehre oder die ältere Generation. Es wäre vielmehr anzunehmen, dass die besser Ausgebildeten und Jüngeren eine grössere Sensibilität für judenfeindliche Aussagen entwickelt

134 ■ haben, solche Urteile leichter erkennen und sie eher im Sinne der demokra-

tischen Forderung nach Toleranz beantworten. Dies bewahrt sie allerdings nicht vor einer recht unverblühten Reaktion auf die stärker emotional geladene Frage nach dem Distanzwunsch.¹⁹

FOLGERUNGEN FÜR DAS ANTISEMITISCHE DISPOSITIV IN DER SCHWEIZ

Mit Blick auf die vorgestellte Untersuchung bleibt festzuhalten, dass bei der untersuchten Gruppe aus der «Mitte» unserer Gesellschaft eine beachtliche Zustimmung zu den Stereotypen und eine breit geteilte emotionale Ablehnung von Juden festgestellt wurden – mag die Gruppe derer, bei denen sich die völlige Zustimmung zu den Stereotypen mit dem Wunsch nach Distanz koppelt, auch quantitativ gering sein. Mit dieser Feststellung ist zwar noch keinesfalls die Existenz eines schweizerischen antisemitischen Dispositivs belegt. Die vorgelegten Daten zeigen lediglich auf, dass die Argumentation von Erdle und Wildmann nicht mit dem Hinweis vom Tisch gefegt werden kann, sie würden auf Einzelfälle, Ausrutscher und Ausnahmen rekurrieren, da es in der Schweiz keine judenfeindlichen Einstellungen gebe. Ein Blick auf eine gesellschaftlich gut integrierte Gruppe von Schweizern und Schweizerinnen im Jahr 1995 zeigt, dass antijüdische Stereotypen und Affekte vorhanden sind. Antisemitismus kann angesichts dieser Daten nicht mehr als «inexistent» und «unschweizerisch» geleugnet werden. Er gehört wohl eher zum festen Bestand schweizerischen Denkens und Fühlens.

Anmerkungen

- 1 Birgit Erdle, Daniel Wildmann, «Die Macht, das Geld und die Juden. Essay zum öffentlichen Umgang mit Antisemitismus in der Schweiz», *traverse* 1 (1998), 150–156.
- 2 Ebd., 153.
- 3 Ebd., 154.
- 4 Die folgende Analyse basiert auf Daten, die von Monika Baumann, Karin Bucco und Simon Grab erhoben wurden. Ihnen gilt mein Dank für die zuverlässige Arbeit.
- 5 Hierbei handelt es sich um eine Wendung der *Neuen Zürcher Zeitung*: Die redaktionellen Beiträge zu den hier erwähnten Diskussionen sind jeweils mit diesen Worten überschrieben.
- 6 Theodor W. Adorno, *Studien zum autoritären Charakter*, Frankfurt a. M. 1973.
- 7 Ebd.
- 8 Gordon W. Allport, *Die Natur des Vorurteils*, Köln 1971, 13–15.
- 9 Uta Quasthoff, *Soziales Vorurteil und Kommunikation. Eine sprachwissenschaftliche Analyse des Stereotyps*, Frankfurt a. M. 1973.
- 10 Daniel Gredig, *Dekadent und gefährlich. Eine Untersuchung zur inhaltlichen Struktur von Stereotypen gegenüber sozialen Randgruppen*, Weinheim 1994, 150–152.

- 11 Vgl. die beispielhaften Ausführungen bei Edouard Drumont, *Das verjudete Frankreich. Versuche einer Tagesgeschichte*, Billige Volksausgabe, 2 Bände, Berlin 1890, 29 f.
- 12 Gredig (wie Anm. 10), 180–182.
- 13 Es wurde auf eine etwas subtilere Form geachtet. Formulierungen wie z. B.: «Juden sind reich und haben sich ihr Geld mit Wucherzinsen und Hehlerei erworben» sind zwar im Alltag zu hören. Deren Reproduktion schien uns aber nicht angebracht. Dies auch aus forschungsmethodischen Gründen, sollten doch ein schnelles Wiedererkennen der Aussagen als Vorurteile umgangen, die Vermutung einer Falle vermieden und mithin der Effekt vermindert werden, dass die Antworten der wahrgenommenen sozialen Norm angepasst werden (*social desirability effect*).
- 14 Quasthoff (wie Anm. 9), 240–244. Das Beharren auf der allgemeinen Gültigkeit einer solchermassen überverallgemeinernden Aussage trotz gegenteiliger Evidenz wird in der Literatur als «Rigidität» bezeichnet und stellt ein weiteres definierendes Merkmal von Stereotypen dar.
- 15 Bundesamt für Statistik, *Statistisches Jahrbuch der Schweiz 1994*, Zürich 1994.
- 16 Bundesamt für Statistik, *Eidgenössische Volkszählung 1990*, Spezialauswertung, Neuchâtel 1995/99; vgl. Bundesamt für Statistik (wie Anm. 15).
- 17 Dasselbe Bild zeigt sich auch, wenn man die Antwortenden untersucht, die beiden Stereotypen kritisch («stimmt eher nicht») oder ablehnend («stimmt gar nicht») gegenüberstehen: Der Einfluss beider Faktoren wird bestätigt ($F 4,95$; $p < 0,000$), der Faktor Ausbildung ist aber gewichtiger als der Faktor Alter. Eine Interaktion der Faktoren Ausbildung und Alter konnte in beiden Fällen nicht festgestellt werden.
- 18 Item 3 korreliert mit Item 1 leicht negativ (Kendall's Tau-b $-0,20$) auf einem schwachen Signifikanzniveau von $p < 0,048$, $n = 496$. Item 2 korreliert signifikant, aber ebenfalls negativ (Kendall's Tau-b $-0,29$; $p < 0,0000$, $n = 506$) mit Item 3.
- 19 In diesem Resultat kommt auch zum Ausdruck, dass das Item 3 in der Tat und wie gewünscht etwas anderes misst als die Items 1 und 2. Es stellt sich allerdings die Frage, ob das Item 3 gut gewählt war. Der Appell, sich die Situation der Heirat eines eigenen Kindes vorzustellen, dürfte bei der älteren Generation, die zum grossen Teil über genau diese Erfahrung verfügt, auf einen wesentlich anderen Hintergrund gestossen sein als bei den 30–40jährigen, unter denen nur wenige verheiratete Kinder haben dürften. In einer nächsten Untersuchung wäre also eher nach der Akzeptanz von Juden als Nachbarn zu fragen, wie dies einige amerikanische Studien getan haben. Eine solche Frage nähme auf eine Situation Bezug, mit der alle Befragten Erfahrung haben.